

Drei Ohrfeigen

Eine Dorfgeschichte von Heinrich Peters

Das große Schulzimmer des Dorfes war an diesem Septembermorgen von hellem Licht erfüllt. Wenn die Jungen aus den Fenstern guckten, so konnte ihr Blick ungehindert über das weite grüne Land schweifen, bis hin zu den blauen Hügeln der fernen Geste. Das war viel kurzweiliger als das dumme Rechnen. Auch der alte Lehrer schien heute nicht so ganz bei der Sache zu sein. Aus beidem entstand der Zusammenstoß in Gestalt einer Ohrfeige.

Gusken Rettehoo, der Sohn einer armen Hühnerkutterin, war der Unglückliche. Der zwölfjährige Junge hatte gerade von Indianern und Kaliforniern und Tomahawks geträumt, als ihn eine läche Frage überfiel. Die Antwort wurde schweigend gegeben und hingegenommen; das ist bei dieser Erscheinung stets ein bedenkliches Zeichen.

Die Uhr schlug elf, die Schule war aus. Stur und eilig strebte Gusken nach Hause. Als ihn ein Freund in aller Harmlosigkeit an seinem blonden Schopf zog, besaß er einen Puff, der weit über das ortsübliche Maß hinausging. Nur ein paar farge Bissen an der Junge, dann lief er über den schmalen Steg hinüber zum benachbarten großen Hofe, wo er die Würde eines selbstverordneten Pferdebesizers bekleidete, um schon früh ein paar Groschen mit zu verdienen. In seinem Kopf wälzte er gewaltige Gedanken.

Als er abends beim Füttern half, gab er heimlich dem bösen Braunen ein Extrabündel Heu und pustete ihn vertraulich in die Seite. „Wenn schon, denn schon!“ sagte er voll Energie und spuckte gewaltig wie ein Großknecht aus. Das hätte er lieber nicht tun sollen, denn der Bauer hatte beides gesehen. So erlebte die Ohrfeige eine zweite verbesserte Auflage. Gusken schloß das nicht weiter an. Ehe er sich aber trollte, murmelte er halb laut dem Braunen zu: „Also morgen! Denn man zu!“ Eine ganze Welt lag darin. Dann verschwand er vom Hofe und legte sich daheim in seine Ruhe.

Draußen saß der Bauer in seiner Stube und starrte in die Petroleumlampe, bis ihm ganz schwümmrig vor den Augen wurde. Schließlich setzte er sich in den großen Lehnstuhl mit den Ohrenklappen. Das war das sicherste Zeichen, daß er Sorgen hatte. Er dachte daran, wie das hier auf dem Hofe doch seit dem Tode seiner Frau nicht mehr recht klappte und daß da wieder eine Frau hergehe. Er wußte auch eine, dahinten im Flecken. Sie hieß Amanda und er Amanda, das paßte ja gut. Endlich stand er auf, und merkwaardigerweise murmelte er genau dieselben Worte wie der kleine Bißpferdebesizer: „Also morgen! Denn man zu!“

Am frühen Nachmittag des nächsten Tages sagte er zum Großknecht: „Spann den Fuchs ein! Ich fahre nach Gattenbruch. Gusken soll heute abend hier bleiben und auf mich warten.“ Bald darauf rollte der schmutzige gelbe Wagen davon. Aber das mit Gattenbruch war nur eine Kriegelst, beim nächsten Feldweg bog Amanda in die Richtung zum Flecken ein.

Am diesem Abend erlebte der nichtsahnende Braune sein blaues Wunder. So gegen zehn, als sich in der Scheune kein Laut mehr hören ließ, legte Gusken dem Pferde verstoßen die Trense an. Und dann umwickelte er ihm die Hufe mit Stroh, was dem Alten in seinem ganzen Leben noch nicht passiert war. Er mußte in die helle Nacht hinaus. Draußen kletterte Gusken gewandt auf den breiten Rücken. „Hü, Oher!“ sagte er, und auf Schleichwegen ging es auf die Landstraße.

Zwischen dem Dorfe und dem Flecken gab es eine lange, einsame, schnurgerade Straße, der Woggenader geheissen. Um diese späte Stunde war der Weg dadurch menschenleer, doch nein — jetzt kam ein fröhlicher Wagen mit zwei hellen Laternen angerollt. Der Bauer saß darin. Er hatte sich mit dem erfreulichsten Erfolge betätigt. Nun war er rechtshafener müde, die Bügel hingen schlaff in seiner Hand. Aber da gab es eine läche Unterbrechung. Was dem munteren Fuchs nun auch in die Krone gefahren sein mochte — plötzlich schaute er, daß der nickende Bauer vornüber hob, nahm den Baum zwischen die Zähne, riß die Bügel gewaltig los und galoppierte wie ein Befessener davon. Entsetzt wurde der leichte Wagen hin und her geschüttelt, jeden Augenblick konnte er umschlagen. Krampfhaft hielt sich Amanda fest, der Schweiß stand ihm auf der Stirn, und außerdem schämte er sich gewaltig. Bergelblich suchte er den Fuchs zu beruhigen; der raste nur um so toller. Die hohen Rappeln jagten vorbei; gepenslich warfen die Laternen zuckende Lichter über den Weg.

Da tönte plötzlich von fern ein frohes Wiehern durch die Nacht, und nun noch einmal, schon bedeutend näher, und nun zum dritten Male und diesmal ganz nahe. Der Fuchs spitzte die Ohren; und da ihm der Klang des Wieherns so vertraut erschien, vergaß er seine Furchen und verfiel in einen gemüthlichen Trab. Im Nu war der Bauer aus dem Wagen gesprungen und hatte den Bügel wieder gefaßt.

Aus dem Dunkel tauchte ein mächtiges Pferd mit einem kleinen Reiter auf. Sehr herzlich begrüßten sich die beiden vierbeinigen Genossen, bei den zwei-beinigen war dies nicht gerade der Fall.

„Komm mal her, mein Sohn!“ sagte Amanda. Gusken glitt ganz verdußt von seinem Sitz herunter.

„Steh mal an! Ist das auch woll'ne Art, hier zu nachtschlafender Zeit auf fremder Leute Pferde durch die Gegend zu futschieren?“ sagte der Bauer. „Am soll doch gleich ein Donnerwetter brechen schlagen!“

Im nächsten Augenblick hatte Gusken seine dritte Ohrfeige weg.

Aber diese Maulschelle war doch etwas ganz anderes als ihre beiden Schwestern, ja — soweit bei einer solchen Krafftentfaltung überhaupt davon die Rede sein kann —, sie hatte sogar ein wenig von einer Diebstofung. Und als die beiden wieder zu Hause ankamen, schluppste der Bauer kein Zeichen.

„Wo wollest du denn drauf los?“ fragte er.

„Nach Amerika!“

„Und willst du das nun bleiben lassen?“

„Ja!“

„Und willst du das ganz gewißlich nicht wieder versuchen?“

„Nein!“ erwiderte Gusken.

Da brückte ihm der Bauer einen richtigen Taler in die Hand und streichelte ihm freundlich den Kopf:

„So, nun stell das Pferd ein und denn mach los! Gute Nacht, mein Junge!“

So hatten sich die Ohrfeigen köstlich doch noch gelohnt.

Der Wiedererstandene von Malplaquet

Ein Offizier wird auf dem Schlachtfeld begraben und stirbt doch sechzig Jahre später als Gouverneur im Hennegau

Von Georg Wagener

Man schrieb das Jahr 1709, und der Spanische Erbfolgekrieg verheerte seit langem die Oesterreichischen Niederlande. Es stand schlecht um die Sache Ludwigs XIV. Alle war gefallen und der Marschall von Villars sollte Nordfrankreich gegen die Kaiserlichen unter Prinz Eugen und gegen die Engländer verteidigen.

Bei Malplaquet wartete der Franzose auf den siegreichen Heinh. Jeder seiner Leute wußte, um was es ging. Jeder ahnte, daß heiß um die Entscheidung gekämpft werden sollte. Auch der junge Graf Le Danois, Leutnant im Regiment Royal Flanbres, war sich des Ernstes des kommenden Tages bewußt: „Es kann mein letzter sein.“

Als das Regiment die Wachen bezogen hatte, ging er zum Obersten: „Ich möchte von meiner Mutter Abschied nehmen. Sie wohnt in ihrem Schloß Ruennes, eine Meile von hier. Ich bitte um drei Stunden Urlaub.“ Der Oberst gab dem Zwanzigjährigen gern seine Einwilligung.

Der Abschied war kurz: „Mutter, ich muß zurück zum Regiment. Bange nicht um mich, Jacques, mein Reittnecht, steht bei unserem Troß, und er wird dir nach der Schlacht sofort berichten. Gutes, hoffe ich.“ Die Gräfin mochte dem Jungen die Trennung nicht schwer machen und sie unterdrückte ihre Tränen. Sie sah ihn in die Nacht hinausreiten, bang und sorgenschwer, und doch hörte sie mit leisem Jubel eine innere Stimme sagen: „Es ist nicht das letzte Mal, daß du den Sohn in die Arme geschlossen hast.“

Die Schlacht war heiß. Blutig und verlustreich für die Verbündeten schlugen die Verteidiger die Angriffe ab, doch die Kaiserlichen und die Engländer verbißten sich in die französischen Stellungen. Dann ging ein Raunen durch die Regimenter: „Der Marschall ist vermundet!“ Und gleich darauf schwirrte das Gerücht aufgedaußt durch die Glieder der Verteidiger: „Der Marschall ist tot!“

Auch der Leutnant Graf Le Danois hörte es: „Glaubt es nicht!“ schrie er seinen Leuten zu. „Es ist eine Lüge.“ — „Lüge“ wollte er sagen, doch eine feindliche Kugel zerriß ihm das Wort im Munde.

Eine halbe Stunde später kamen Verbundete aus der Kompanie des Grafen zum Troß, und einer sah Jacques, den Reittnecht des Leutnants: „He du, dein Herr liegt dort vorn mit dem Gesicht im Schmutz, mit einer Kugel in der Brust und ist tot!“ Da warf sich der Diener auf sein Pferd und raste in die Linie vor. Sie schossen ihm den Gaul unter den Beinen zusammen, als er gerade die letzten von Le Danois Kompanie erreichte: „Wo liegt der Graf?“ Einer wies mit dem Daumen zur Seite: „Dort drüben.“ Der Diener fand ihn bald. Der Waffenschwund war vom Blute gerötet, und Jacques hörte das Herz nicht mehr schlagen. Er wollte den Toten auf den Rücken laden und zurück tragen. Da gingen die Kaiserlichen zum letzten Angriff vor, und die Franzosen mußten zurück. Mit ihnen der Diener.

Doch vor la Longueville plagte ihn das Gewissen: „Du darfst den Toten nicht allein dort vorn liegen lassen. Du mußt ihn de Mutter bringen.“ Er stahl sich aus dem Troß, zog den Waffenschwund aus, und keiner der Feinde hielt ihn an. Dann fand er die Stelle, wo die Kompanie des Grafen gelegen hatte. Engländer räumten das Schlachtfeld schon auf und verscharrten die Toten. Sie zogen ihnen die Stiefel und die Röcke aus, die zu schade waren, um mit begraben zu werden, und warfen sie auf einen Haufen. „Was willst du hier?“ fragten sie den Diener. „Ich suche meinen toten Herrn, einen Leutnant von Royal Flanbres.“ — „Einen toten Leutnant? Wir haben hier nur einen gefunden. Dort liegt er mit den anderen begraben.“ Die Engländer wiesen auf einen frischen Hügel. „Und hier ist sein Waffenschwund.“

Da wandte sich Jacques und schlug den Weg nach Ruennes ein. Der Gang fiel ihm schwer: „Es war ihr einziges Kind.“ Am liebsten wäre er umgelehrt, um den Schmerz der Mutter nicht zu sehen. Doch irgend etwas trieb ihn wieder zur Eile, ein unbestimmtes Gefühl, und leuchtend rannete er nach Ruennes.

Er traf die Gräfin am Tor. Sie las ihm die Botschaft von den Lippen: „Er ist tot?“ Der Diener nickte. Er stützte die Schwantende. Doch die Mutter raffte sich auf, und unbewußt, von einer inneren Gewalt getrieben, sagte sie: „Ich glaube es nicht. Mein Herz sagt es mir, daß er lebt.“ Jacques sah zu Boden und dachte: „Der Schmerz verwirrt sie.“ Da packte die Gräfin seine Hand: „Jacques, wo ist seine Leiche? Warum bringst du mir sie nicht?“ — „Die Engländer hatten ihn schon begraben, Frau Gräfin.“ Er fühlte ihre Hand zittern. Dann strahlte sie ihre Finger um seine Schultern: „Begraben! Er lebt doch! Ich weiß, daß er lebt!“ — „Frau Gräfin, der Schmerz gibt Ihnen unsinnige Gedanken ein.“ Er erschrak vor dem unehrerbietigen Wort. Doch die Gräfin schien es nicht zu empfinden. Sie gab seine Schultern frei: „Du wirst recht haben. Doch ich will keine Leiche sehen, ihn noch einmal in meine Arme schließen. Laß anspannen!“

Die Karosse jagte in den Abend hinaus. Jacques fand bald das Grab: „Hier.“ — „Die Schaufeln heraus, Jacques!“ Sie gruben die Mutter und der Diener. Die Engländer hatten ihre Arbeit eilig verrichtet, und die Erde lag nur leicht über dem Waffenschwund.

Beobachtungen

Von Fr. Jagmann

Nichts tötet eine Liebe so sicher und schnell als Berechnung auf Vorteile.

Wer die Liebe nur als ein Vergnügen ansieht, wird bald seine Vergnügungssucht in Liebesangelegenheiten aufgeben müssen.

Wer erst die Vor- und Nachteile einer Liebe abschätzen muß, bevor er sich entscheidet, der wird niemals die Liebe erleben können.

Man findet nur sehr selten, daß solche Sätze, die sonderbar ausgelegt sind, auch Sonderbares enthalten.

Der Unglaube vieler Menschen entsteht aus einem blinden Glauben, den sie für eine andere Angelegenheit hegen.

Wodan das Herz leer ist, davon geht der Mund über — die Wahrheit dieses Satzes ist noch häufiger zu beobachten als seine Umkehrung.

Andere Menschen zu beobachten, ist oft leicht und billig. Welt schwieriger ist es, sich selbst ohne Rücksicht auf einen angenehmen Eindruck zu beobachten. Aber gute Beobachtungen aus seinen eigenen Beobachtungen zu ziehen, ist am schwierigsten und verlangt viel Einsicht.

Ein Fuß ragte aus dem Wust der toten Leiber hervor. Die Schaufeln flogen zur Seite, und mit den feinen zitternden Fingern grub die Mutter die Erde fort: „Ist er es?“ Es war ein Soldat und sein geschlagenes, bleiches Gesicht zürnte: „Warum läßt du uns nicht unsere Ruhe?“ Die Stimme drohete der Gräfin zu schwinden, doch sie grub und grub. Sie sah in ein Duzend blutleerer, gelber Antlitz, und nie war es der Sohn.

Dann fand sie ihn doch. Er lag unter seinen Soldaten und sein Gesicht trug eine andere Farbe, war fast noch wie das eines Lebenden. Und doch war die Erregung, der Schmerz zu groß, und die Mutter drückte über dem toten Sohne zusammen.

Jacques hob sie auf. Und dann strafte ein übermenschlischer Wille die Gestalt der Gräfin. Sie haß dem Diener, den Toten aus der Grube zu heben. Weibe bällten ihn in die Wagenbeden. Die Mutter stieg in die Karosse und Jacques legte ihr den Sohn auf den Schoß. „Ruh zu, Jacques! Laß die Pferde laufen! Jacques, Jacques, wenn er noch lebet!“ Der Diener stieg hastig auf den Bod, und er dachte: „Sie ist wahnsinnig geworden!“

Er haß der Mutter, den Toten in die Halle tragen: „Wohin, Frau Gräfin? Soll der Herr nicht in der Kapelle aufgebahrt werden?“ — „Nein, ich will ihn diese Nacht noch bei mir haben. Ich will ihn warten, als sei er noch ein Kind und am Leben.“ Sie legten ihn vor dem Kamin auf ein Fell, und kopfschüttelnd verließ der Diener die Halle.

Die Mutter kauerte am Boden neben dem Toten. Sie fuhr ihm mit der Hand über die Stirn, über die geschlossenen Augen: „Mein Kind!“ Und dann legte sie seinen Körper in ihren Schoß und küßte sein Gesicht. Sie küßte sich dem Wahnsinn nahe, und doch drückte sie seinen Kopf an ihre Brust, strich ihm mit den zitternden Fingern durch das wirre Haar und preßte wieder ihre Lippen auf seinen Mund, als wollte sie ihm ihr Leben einflößen: „Du kannst nicht gestorben sein!“

Ihre Augen wurden starr: „Der Wahnsinn narret mich!“ Und doch hielt sie den Atem an. Rote Flecken zeichneten sich auf die bleichen Wangen, und ein kaum hörbarer Pauch zitterte stoßweise in die lautlose Stille. Das Atmen wurde stärker, es hob unmerklich die Brust, und plötzlich drachen rote Tropfen durch das geronnene Blut der Wunde. Da legte die Mutter den Sohn auf das Fell zurück. Sie haßte nach der Tür; und ihr jubelnder Ruf drang durch das stille Schloß: „Jacques, Jacques, bring Wasser, bring Wasser, er lebt!“

So besiegte die Mutterliebe den Tod. Und so kam es, daß der Graf Le Danois im Jahre 1769 als Achtzigjähriger und als Gouverneur im Hennegau starb, obwohl er schon bei Malplaquet begraben worden war.

Sind wilde Tiere böseartig?

Noch immer ist die Meinung weit verbreitet, daß wilde Tiere, besonders Raubtiere, böseartig sind. Diese Auffassung ist wohl meist auf die Beobachtung gefangen gehaltener Tiere zurückzuführen, die falsch behandelt worden sind. Ein wirklich gültiges Urteil über den Charakter der Tiere kann nur derjenige abgeben, der jahrelang mit den wilden Tieren auch in der freien Natur in Berührung gekommen hat. Ein solches Urteil verbanden wir neuerdings Alexander Sotolowsky, der in seinem Buche „Erlebnisse mit wilden Tieren“ zu dem Schluß kommt, daß die wilden Tiere keineswegs böseartig sind. An sich ist das Tier, was ja jeder kritisch eingestellte Beobachter weiß, nicht böseartig. Auch die Raubtiere machen hier von kaum eine Ausnahme, und wo sie uns manchmal als böseartige Wesen erscheinen, folgen sie nur ihrem Selbstbehauptungsinstinkt, den wir ihnen natürlich nicht absprechen können. In der Regel sind die wilden Tiere dem Menschen gegenüber feind. Böseartig werden sie höchstens durch die unablässigen Verfolgungen, denen sie durch die Menschen ausgesetzt sind. Auch die reichen Beobachtungen an gefangen gehaltenen Tieren aller Gruppen lassen erkennen, daß man die Tiere nicht von Natur aus als böseartig bezeichnen darf. In vielen Fällen besteht sogar zwischen dem Tier und seinem Pfleger ein Verhältnis, das man geradezu als Freundschaft bezeichnen kann. Die neue Tierdressur, die dem Tiere — auch dem wildesten Raubtier — mit Liebe entgegenkommt und vor allem die Psychologie der Tiere berücksichtigt, hat gerade deshalb nennenswerte Erfolge, weil sie die Tiere nicht von vornherein als sich böseartige Wesen betrachtet, die nur mit der Methode des eisernen Zwanges dressiert werden können.

Im Grad ins Wasser

In Valencia verbot die Polizei trotz tropischer Hitze, im Badesee die Gaskammern am Meeresstrande zu besuchen, und verhängte für die Übertreter dieser Verordnung hohe Strafen. Am folgenden Tage zog eine feierliche Prozession junger Leute unter Vorantritt einer Musikkapelle um die Mittagsstunde im Grad und Joländer durch die Straßen der Stadt und begab sich an den Strand des Meeres, wo sie, ohne sich zu entscheiden, im Abendanzug in die Fluten des Meeres stiegen. Feierlich durchschritt die Demonstration die Wellen. Die spanische Presse belacht diesen gelungenen Protest gegen die Maßnahmen vor grauen Polizeibehörden von Valencia.